

Obamas Tussi-Faktor

ISABELLE JACOBI

Vor nicht allzu langer Zeit, im Wilden Westen, eskalierte die Rucola-Debatte. Der Präsidentschaftskandidat Barack Obama, damals noch im Duell mit Knallhart-Hillary, beging den Fauxpas, intime Kenntnisse in Sachen Salat zu bekunden. Dieses europäische Importkraut, das elitäre Stadtmenschen mit einem Scheibchen Ziegenkäse und einem Tropfen kalt gepressten Olivenöls kosten! Die konservativen Blogs ejakulierten Häme: Der Frontmann der Demokraten kauft eigenhändig im Bioladen ein. Nicht seine Frau. Nicht ein Steak. Nicht Meatballs. Rucola.

Möge die beste Frau gewinnen!

Wahr ist, dass Hillary Clinton gegen Sexismus-Tendenzen anzukämpfen hatte. Das erkennen selbst nicht-feministische Kommentatoren und Medienwissenschaftler. Wahr ist auch, dass sie das Klischee der weiblichen Schwäche mit allzu viel «Toughness» auszutreiben suchte. Doch mit Hillarys Austritt aus dem Rennen ist das Thema Sexismus nicht erledigt. Die Gender-Falle wartet auf das nächste Opfer. «Bam: The 1st Woman Prez» titelte Rupert Murdochs Boulevard-Blatt «New York Post» schon im Januar im typischen Schlamm-schleuderstil. Zitat: «Obama ist wie eine Frau: schlank, gut aussehend, mit langen, eleganten Fingern, hübsch angezogen.»

Wenn man bei Google «Obama» und «effeminiert» eingibt, findet man eine absurde Anzahl von Einträgen. Obama singe das Befreiungslied so hingebungsvoll, dass jede Lady-Folk-Sängerin vor Neid erblasse, schreibt einer: Möge die beste Frau gewinnen. Ein anderer meint, Obama erinnere ihn in einer widerlichen Art an Michael Jackson. Einen «Sissy Boy», einen weibischen Buben, nannte ihm der berüchtigte Radio-Moderator Don Imus. Sogar der republikanische Präsidentschaftskandidat John McCain scheut sich nicht, die Welle zu reiten. Obamas Entourage sei «hysterisch», befand er kürzlich.

Pokal der Ultra-Männlichkeit

Der Tussi-Faktor in den US-Wahlen ist nicht eine Neugeburt. Im Lande der frei wildernden Cowboys kämpfen amerikanische Politiker seit Andrew Jackson um den Pokal der Ultra-Männlichkeit. In die Geschichte eingegangen ist Theodore Roosevelt. Der kränkliche New Yorker verpasste sich selber auf einer Ranch in South Dakota ein jahrelanges Macho-Training, ehe er auf dem Rücken seines Cowboy-Images ins Oval Office ritt.

Ronald Reagan, aufgewachsen in einer nördlichen Industriestadt, schauspielerte sich in die Rolle des Welt-Sheriffs mit politischem Bauchinstinkt. Diplomatie für Weiber, Knarren für Männer. Nach 9/11 schaffte es auch der ehemalige Partyjunge George W. Bush, sich als Mann zu beweisen. Erholung von den Kriegsstrapazen gönnte er sich auf seiner Ranch in Texas, die er ein Jahr vor seiner ersten Wahl gekauft hatte. 2004 unterlag John Kerry dem Amtsinhaber nicht zuletzt, weil ihn die Republikaner als elitäres Weichei porträtierten.

«Bist du Manns genug?» sei schon immer die Test-Frage an Aspiranten fürs Weisse Haus gewesen, stellt die amerikanische Feministin Susan Faludi fest. Senator Obama habe sich bis jetzt nobel geweigert, eine Antwort zu geben. Ganz im Gegensatz, möchte man hinzufügen: Obama, der von Frauen in Absenz eines Vaters aufgezogen wurde, plaudert mit dem Betroffenheitsprofi Oprah Winfrey über Empathie und Dialog – ein Gräuel für jeden Testosteron-orientierten Amerikaner. Nun denn. Vielleicht, wenn genügend Frauenverehrer Obama wählen, wird er der erste weibliche Präsident der USA sein, wie die «New York Post» orakelte.

Die Autorin ist Korrespondentin für Radio und Printmedien und lebt in New York. Im Wahljahr schaut sie hinter die Kulissen des Wahlkampfs.

Impressum

Redaktion: Alexander Sury (Leitung), Anita Pascarella (Gestaltung), Daniel Di Falco, Roland Fischer, Adrian Moser (Fotografie), Margareta Sommer (Bild).

Hühnerhaut im Briefkasten

Eine Geschichte wider den wissenschaftlichen Geniekult: Grosse Ideen sind oft lange reif, bevor sie von einem glücklichen Forscher gepflückt werden. Mitunter greifen auch zwei Denker gleichzeitig zu: Nicht viel hätte gefehlt, und wir würden statt vom Darwinismus vom Wallacismus reden.

MARTIN AMREIN

An einem Morgen im Juni 1858 fand Charles Darwin in seiner Post ein sorgsam verpacktes dünnes Paket. Es stammte von der Insel Ternate im indonesischen Archipel. Darwin erkannte die Handschrift seines Landsmanns Alfred Russel Wallace, mit dem er seit einigen Jahren in Briefkontakt stand. Wallace kam aus einer verarmten walisischen Mittelklassefamilie und verdiente sich seinen Lebensunterhalt, indem er an entlegenen Orten der Welt seltene Tierarten sammelte und diese als Präparate nach England schickte.

Darwin hatte ihn bereits ein Jahr zuvor um die Häute einiger asiatischer Hühnervögel gebeten. Doch diesmal fand er im Paket nichts dergleichen. Vielmehr enthielt es ein Manuskript, das Darwins Lebenswerk zu zerschmettern drohte: In einem kurzen Essay stellte Wallace seine Auffassung zur Evolution dar, die mit Darwins noch unver-

öffentlichter Theorie der natürlichen Selektion nahezu identisch war. Seit zwanzig Jahren mühte sich Darwin mit der Ausarbeitung seiner Theorie – inzwischen hatte er das Ziel vor Augen, eine umfangreiche Veröffentlichung sollte in den nächsten Jahren möglich sein. Nur seine engsten Freunde wussten davon. Doch nun schien ihm ein armer Vogeljäger am anderen Ende der Welt zuvorkommen.

Eigentlich hätte es Darwin ahnen können: Bereits 1855 hatte Wallace einen Artikel über die Entstehung von Arten veröffentlicht. Allerdings konnte Wallace damals noch keinen spezifischen Entwicklungsmechanismus nennen. Darwin kannte den Artikel, hielt Wallace aber für einen arglosen Schöpfungsgläubigen, der ihm als Konkurrent für einen grossen theoretischen Wurf kaum in die Quere kommen konnte. «Wir haben offenbar ähnliche Überlegungen angestellt, ich gehe jedoch viel weiter als Sie», schrieb er Wallace noch

1857. Gleichzeitig ermutigte Darwin seinen abgeschiedenen Briefpartner zu weiteren Theoriebemühungen: «Ohne Spekulation gibt es kein gutes und originelles Beobachten», meinte er.

Post an den geistigen Rivalen

Aufmunternde Worte wie diese haben Wallace schliesslich dazu gebracht, seine fertig entwickelte Theorie im Frühling 1858 ausgerechnet an Darwins Adresse zu schicken und so den knapp fünfzigjährigen Naturforscher in eine ernsthafte Lebenskrise zu stürzen.

Wallaces Theorie war derjenigen von Darwin tatsächlich zum Verwechseln ähnlich. «Eine verblüffendere Duplizität der Ereignisse habe ich noch nie erlebt. Hätte Wallace das Manuskript meines Entwurfs in der Hand gehabt, er hätte keine treffendere Kurzfassung davon anfertigen können», schrieb der erschütterte Darwin seinem Freund, dem Geologen Charles Lyell,

noch am selben Tag, an dem er Wallaces Paket erhalten hatte. Für Lyell war sofort klar, dass sich Darwin die Priorität sichern musste. Schliesslich hatte dieser bereits 1842 eine grobe Skizze und 1844 eine etwas längere Abfassung seiner Theorie angefertigt, beide aber nie der Öffentlichkeit vorgelegt.

Lyell schlug ein gerisenes Manöver vor: Wallaces Aufsatz sollte zusammen mit Darwins Abhandlung von 1844 so schnell wie möglich bekannt gemacht werden. Dadurch würde Darwin seinen Anspruch behaupten oder sich die Priorität zumindest teilen können. Darwin stimmte dem Plan aber nur halbherzig zu: «Ich bin mir nicht sicher, ob es nichtschädig und niederträchtig wäre, jetzt an die Öffentlichkeit zu gehen. Das war mein erster Eindruck, und nach dem hätte ich zweifellos gehandelt, wenn da nicht Ihr Brief wäre», schrieb er Lyell. Der war aber nicht mehr von seinem Plan abzuringen: Am 1. Juli 1858 veranstaltete er in London bei einer Zusammenkunft der Linnean Society, einer angesehenen naturforschenden Gesellschaft, eine Präsentation beider Theorien. Die rund dreissig Zuhörer verstanden die Brisanz der vom Sekretär hastig vorgelesenen Beiträge indessen nicht. Der Präsident der Gesellschaft hielt später in einem Bericht fest, das Jahr sei nicht «durch eine jener bahnbrechenden Entdeckungen gekennzeichnet gewesen, die unser Fachgebiet auf einen Schlag sozusagen revolutionieren».

Wallace bekam nichts mit

Welcher Irrtum: Als im November 1859 das Buch «On the Origin of Species» erschien, das Darwin zur Sicherung seines Ruhmes in aller Eile niedergeschrieben hatte, erreichte das Konzept der natürlichen Selektion das öffentliche Bewusstsein. Nun aber mit voller Wucht: Das Buch fand einen reisenden Absatz, und die Flut der Stellungnahmen setzte augenblicklich ein. Der Kern von Darwins Theorie lautete, dass die Organismen nicht von einem göttlichen Schöpfer konstruiert worden, sondern in einem natürlichen Prozess über Jahrtausende hinweg allmählich entstanden seien. Es hagelte wissenschaftliche, philosophische und theologische Einwände von allen Seiten, aber auch etliche Stimmen der Begeisterung waren zu vernehmen. Die durch das Buch veranlasste Debatte erfasste die gesamte viktorianische Gesellschaft und weitete sich bald über die Grenzen des Inselreiches aus.

Wallace durchforschte derweil noch immer die abgeschiedenen Urwälder Südostasiens. Die stürmischen Ereignisse in Europa zogen an ihm vorbei – es dauerte jeweils fast fünf Monate, bis ein Brief aus England bei ihm ankam. Als er schliesslich 1862 in seine Heimat zurückkehrte, war die erste Welle der Aufregung über «On the Origin of Species» schon vorüber und Darwins Name galt bereits als Synonym für die Evolutionstheorie. Auf Wallace hatte niemand gewartet. An Darwins Seite führten längst andere den Kampf, der zwischen Wissenschaft und Religion ausgebrochen war.

Wallace ertrug die Situation aber voller Demut. Nicht einmal am delikaten arrangierten Veröffentlichungsverfahren setzte er etwas aus. Dabei hätte er allen Grund dazu gehabt: Es ging während seiner Abwesenheit vorstatten, ohne dass man überhaupt um sein Einverständnis gebeten hätte. Diese Zurückhaltung lässt sich nicht nur durch Wallaces bescheidene und zuvorkommende Art erklären. Er hatte schlicht akzeptiert, dass schon ein anderer dieselbe Theorie zu seinem Lebenswerk gemacht hatte, und zwar schon lange bevor er selbst den entscheidenden Gedanken hatte. Darwin entwickelte das Konzept der natürlichen Selektion etliche Jahre früher als Wallace, danach sammelte er zwei Jahrzehnte lang wertvolle Daten und Beweise, um die Theorie in einer gefestigteren Form der Öffentlichkeit präsentieren zu können. Überdies war Darwin bereits vor dem Paukenschlag der natürlichen Selektion ein allseits bewundeter Wissenschaftler von internationalem Rang.

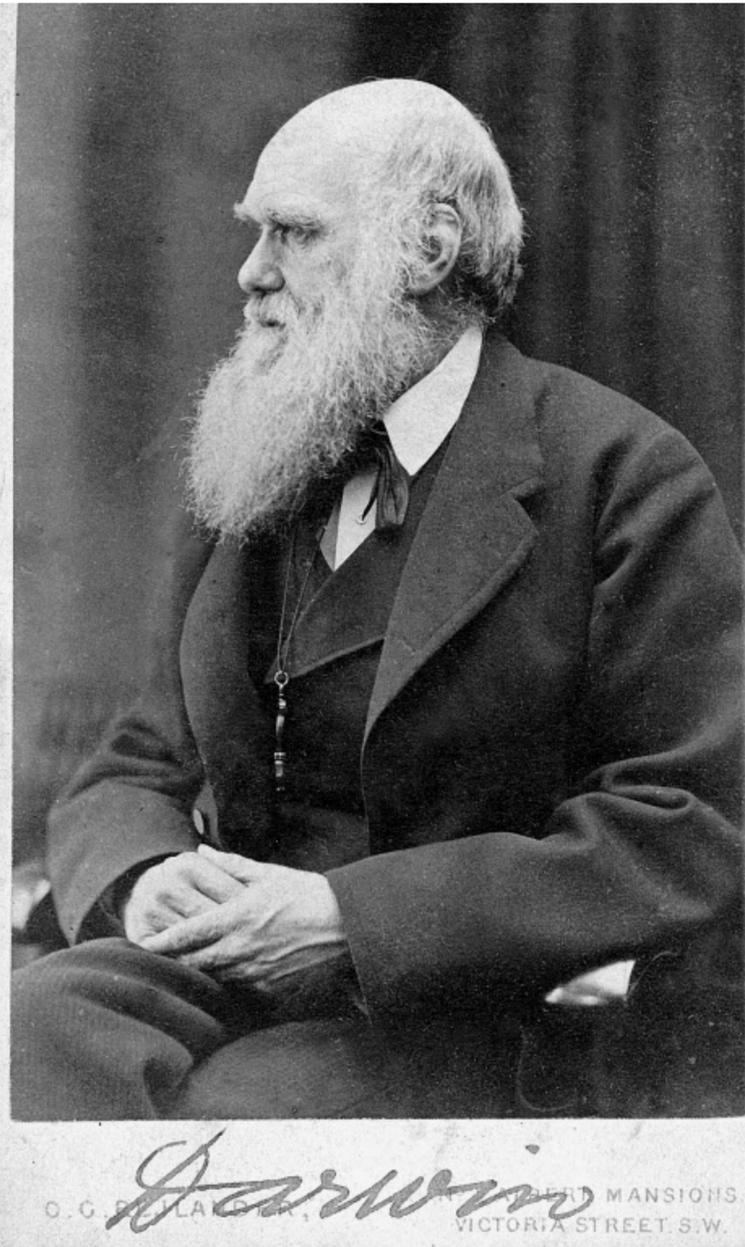
Als der dreissigjährige Darwin 1838 das Prinzip der natürlichen Selektion erkannte, war Wallace gerade mal fünfzehn Jahre alt. Darwin war damals eben von einer fünfjährigen Weltreise zurückgekehrt, die er mit dem britischen Vermessungsschiff Beagle unternommen hatte. Als er daran war, seine Fundstücke auszuwerten, las er nebenbei einen Essay des britischen Ökonomen Thomas Malthus. Laut dessen These besitze die Menschheit eine derart starke Wachstumstendenz, dass die Nahrungsmittelversorgung niemals mit ihr Schritt halten könne. Trotzdem gebe es ein ungefähres Gleichgewicht, da Hungersnöte oder Krankheiten die Bevölkerungszahl in Grenzen hielten. In der freien Wildbahn, so wurde Darwin bewusst, trifft man auf ganz ähnliche Umstände: Tiere setzen mehr Nachkommen in die Welt, als überleben können, wodurch nur die Bestangepassten sich vermehren und ihre Eigenschaften an eine nächste Generation weitergeben können – das Prinzip der natürlichen Selektion war geboren.

Grosse Ehrfurcht vor dem Meister

Auch Wallace hatte seinen malthusianischen Moment, allerdings erst zwanzig Jahre später: Im Frühling 1858 verfasste er – ebenfalls nach der Lektüre des Ökonomen – den Doppelgänger zu Darwins Theorie, und dies, so die Überlieferung, während eines durch Malaria ausgelösten Fieberanfalls. Erhöhte Körpertemperatur dürfte auch Darwin gehabt haben, als er dann Wallaces Manuskript einige Monate später durchblättere.

Zeit seines Lebens hatte Wallace grosse Ehrfurcht vor Darwin. Nicht nur wegen dessen wissenschaftlicher Leistungen, sondern auch aufgrund des grossen sozialen Gefalles, das zwischen den beiden Forschern herrschte. Während Wallace die Schule schon mit vierzehn Jahren abgebrochen hatte, regelmässig in Geldnot war und unter besseren Schichten nie wirklich akzeptiert war, hatte Darwin einen Abschluss der Universität Cambridge, genug Geld geerbt, um sein ganzes Leben der Wissenschaft zu widmen, und war Mitglied etlicher naturforschender Gesellschaften.

Auf der anderen Seite schien Darwin sein schlechtes Gewissen nie ganz überwinden zu können: Als Wallace wieder mal für längere Zeit arbeitslos war und kaum seine Familie ernähren konnte, verschaffte er ihm eine staatliche Rente. Wallace dankte es Darwin sieben Jahre nach dessen Tod mit einem Akt grosser wissenschaftlicher Demut: Sein eigenes Werk über die Evolution nannte er schlicht «Darwinismus».



Der stolze Wissenschaftler: Charles Darwin.

WISCONSIN HISTORICAL SOCIETY/KEYSTONE

ONLINE-ARCHIVE

Kochbuch, Briefe, Forschungsnotizen

Bis vor einigen Jahren war es nur wenigen Spezialisten an der Universität Cambridge möglich, den hektischen Juni 1858 durch das Studium von Darwins Originalbriefen nachzuerleben oder die Entstehung von «On the Origin of Species» anhand überlieferter Manuskripte Schritt für Schritt zu untersuchen. Befindet sich doch in der Bibliothek der Universität das bedeutendste Archiv von Darwins Schriften, wozu Tagebücher, Rohfassungen seiner Hauptwerke und auch ungefähr 9000 Briefe gehören, die der Naturforscher mit nahezu 2000 Briefpartnern aus der ganzen Welt austauschte.

Gesamtwerk digitalisieren

Doch auch vor den Toren altertümlicher britischer Institutionen macht die digitale Revolution nicht Halt: Gleich zwei von Mitgliedern der Lehranstalt betriebene Internetseiten ermöglichen es mittlerweile, Darwins Leben und Werk auch online zu erkunden. Das in Cambridge ansässige «Darwin Correspondence Project» ist schon seit

1985 daran, transkribierte Briefe in regelmässig erscheinenden Buchbänden zu veröffentlichen. In den letzten Jahren hat das Projekt nun immer mehr Briefe auch in digitalisierter Form auf seiner Website öffentlich zugänglich gemacht. So sind bis jetzt rund 5000 Briefe aus der Zeitspanne von 1821 bis 1868 für jeden interessierten Internetnutzer einsehbar.

In Hinsicht auf das grosse Doppeljubiläum vom nächsten Jahr – im Februar jährt sich Darwins Geburtstag zum zweihundertsten Mal, und im November vor 150 Jahren erschien «On the Origin of Species» – haben sich der Betreiber der zweiten in Cambridge entstandenen Darwin-Website noch weit grössere Ziele gesetzt: Bis 2009 will das Projekt «Darwin Online» nicht mehr und nicht weniger als das gesamte Werk des Naturforschers digital zur Verfügung stellen. Darunter fallen Originalausgaben und Übersetzungen all seiner Bücher, Fotografien und Zeichnungen, wissenschaftliche Notizen und private Tage-

bücher. Bereits jetzt stehen über 50000 durchsuchbare Textseiten und 150000 elektronische Bilddateien kostenlos zur Verfügung. Dazu gehören etwa das Reisetagebuch von Darwins Weltumsegelung, seine ersten Abfassungen der Evolutionstheorie von 1842 und 1844 und auch Kuriosos wie das Kochbuch seiner Ehefrau Emma.

Entlarvende Fussnoten

Initiator und Hauptverantwortlicher von «Darwin Online» ist der an der Universität Cambridge lehrende Wissenschaftshistoriker John van Wyhe. Sein Antriebskraft ein Erlebnis, das er als Student hatte: «Als ich für eine Arbeit im Internet nach Darwins Originalwerken suchte, stiess ich nicht bloss auf ein Chaos aus amateurhaften Digitalisierungen», erinnert er sich. Von da an habe er davon geträumt, alle Werke Darwins auf einer Website zu vereinigen. Mit seinem Projekt «Darwin Online», das er 2002 startete, ist er diesem Ziel schon sehr nahe gerückt.

Scheitern könnte van Wyhes Vorhaben aber an der Finanzierung: Die 286000 Pfund, die er von der britischen Regierung zur Lancierung erhielt, sind so gut wie aufgebraucht. An Popularität mangelt es dem Projekt allerdings nicht. Seit 2006 wurden mehr als 42 Millionen Seitenaufrufe gezählt, wobei sich die meisten Leute für die erste Ausgabe von «On the Origin of Species» interessieren.

Es gäbe auf «Darwin Online» allerdings noch einiges mehr zu entdecken, etwa Darwins überstürzte Erstveröffentlichung seines Lebenswerks an der Tagung der Linnean Society vom 1. Juli 1858. In einer Fussnote fügte er entschuldigend an: «Dieser Aufsatz war nie zur Veröffentlichung gedacht und wurde deshalb nicht mit Sorgfalt verfasst.» Zur Sicherung von Priorität und Ruhm reichte es trotzdem.

Die beiden Archivseiten im Internet: <http://www.darwinproject.ac.uk>, <http://darwin-online.org.uk>

«I sägen DU zur Wäld»

PETER WYSS

Im Tagebuech han i en Notiz gsuecht und o gfundän: «Weischt, i sägen DU zur Wäld und allem, was drin ischt.» Där, was dön merkwürdigen Satz gseid hed, hed nen o gläbt. Aer hed zun Härpfen, waan är grraben hed, zur Fislerrn (Bohn-beersträucher), zun Hintistueden (Him-beersträucher), zun Obschtbeimmen in der gued pflegten Hostatt, zun Midmen-schen, aber o zum Pfirsichspalier vor am Huusli DU gseid.

Vor däm Spalier han i nen atroffän. Das hed truurig uusgsehn. Epper hed d Pfirsich nid abgläsen, aber abgeschrisen und dermid o Eschtlein, waa über ds Jahr umhi hätten sellen Bluescht und Fricht bringän.

Ds Hänsi hed probierd z retten, was ischt megli gsiin, hed mid Chläbbband halb brochoenni Eschtleini zämengflickt. «Das gsehd struub uuss!», sägen i zuen ihm. «Ja, und i han schon iberleid, wäm i mid es par Pfirsichen chenni e Freid machän. Das ischt etzen nid und ds nächstch Jahr allwäg o nid.»

Ds Hänsi ischt nämmli epper gsiin, waa genggen eppis hed z verteilen gläbän us siim Gartän, us der Hostatt. Peetschli, es steinalts Chnächtli, waan är ggeummed hed, hed das alben vertheid. Das hed där gläaren gmacht, wil ma ihm eppa en Batzen ggän hed, waa siim Tabakkonsum ischt zuegd chon.

Luusbueben

«Weischt, wär derhinder gsiin ischt?» – «Ja, Peetschli hed sa gsehn, aber är hed dänen Luusbueben, was dervonddechled siin (wenn Schütler pressierten, klappte beim Springen der Deckel des nicht gut geschlossenen Schulsacks auf und zul), nid naa megän. Ja, ja i bchenne sa. Luusra, guedartig. I weis nid, was die achon ischt. Peetschli meind, äs siigi bin dänen Vieren, waa du o bchennscht, no e Fiifta derbie gsiin. Vliicht hed där sa agstifted?» – «Machischt de Vätren Bscheid?» – «Nein, i verchlage sa nid. Das treid niid ab, o we sa ihrer Väter gheerig bim Wickel nähm-män und das täte si. I wollt selber mid nen redän. Sie selle mmerken, das i Virtuwwen i sa han.»

Waa ds Hänsi das gseid hed, han i mmi an das Setzli von imm erinnred, waan i eis uufgschrieben han: «Weischt, i sägen DU zur Wäld und allem, waa drin ischt.» I han ddeicht: «Das Setzli sol si o vor Unguetem bewähren. Ds Hänsi wollt zun dänen Bueben DU sägän, trotz ihrem uflätigen Tuen.» Aer läbt äben in der Du-Wäld und nid in er chalten Äs-Wäld (Es-Welt).

«Von däm lääd ihr ewch regierän?»

I bin von Hänsin dänna i ds abglägna «Dirr» gliffen und begänen juscht dert dänen vier Luusbueben. Si siin dran gsiin, in er Felsbalm mid Steinen und Chriseschten en Hittien z buuwän. Das hed mir passt und i ha sa griehmd. «Was soll das bis zlescht gän?», frägen i sa. «Weischt, da wei mmier albeneis wohnen a friien Naamittagen. Hiit gids zum Zaaben Pfirsich. Wolltisch o eini?» – «Lieber nid, die sii mmier ewch zsuur. Waahar heid ihr Pfirsich, hie wachsen emel egheiner?» Stilli. Entli bromsmed äna firha, wie e frisch Zuezogna, was schon heigi miessen heingahn, in der Klass ds Regimänt fiehri. Där heigi sa agmach, hinder Hänsis Pfirsich z graatän. E: «Und von däm lääd ihr ewch regierän?» Due ischt es Gwaschel los-gangän naa em Schema: I han nid, är hed o! I han das abbrochen und gseid: «Mier siin als Bueben o eppa ge striehlen (Strieh-len = Obst von Bäumen nehmen, die einem nicht gehören).

Aber das wään is nie i Sin chon, an em bewohnten Huusli in es Spalier z graatän und den no uf ene so uwwaaltigi Art. Ds Hänsi hed mier erzeld, was passiert ischt. Bim Heingahn gähd ihr etzen den bim Hänsi virbi und tied eich etschuldigen. Aer hed gseid, är welli ewch nid verchlagän, aber rede wwelli är mid eich. Von däm Fiiften aber lääd eich nimma bschuelen! Kapierd?» Si siin emel du ggangän.

Später hed mier ds Hänsi eis gseid: «Weischt, die vier Luusra siin mier zun gueten Hälfre wuudän.» Eso eppis ischt megli in er Du-Wäld.